

Utopie und Realität

Christliche Lebens- und Weltgestaltung zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Karl Rahner, Innsbruck

Die Kombination der beiden Worte „Utopie“ und „Realität“ soll auf einen grundlegenden Dualismus in der menschlichen Existenz aufmerksam machen. Schon biologisch ist der Mensch strukturiert zwischen unten und oben, zwischen innen und außen. Seine personale Wirklichkeit geht von einer durch Vergangenheit bewirkten Gegenwart auf eine noch ausständige Zukunft hin. Er erkennt aus der Erfahrung vorgegebener Wirklichkeiten grundsätzliche Normen seines Handelns, und er mißt an solchen Prinzipien Wert und Unwert seiner Wirklichkeit. Er spricht von seiner Erde und blickt zu einem Himmel empor. Er möchte ein nüchterner Realist und ein schöpferisch nach Höherem greifender Mensch sein. Ob er zufrieden oder unzufrieden ist, in beiden Fällen mißt er seine Wirklichkeit an Maßstäben, die von dieser Wirklichkeit unterschieden werden. Glück und Unglück, Erfolg und Mißerfolg, Leben und Tod, Wahrheit und Irrtum und tausend ähnliche Dualismen verraten, daß der Mensch nicht einfach in einer schlechthinnigen Identität mit sich selber lebt, sondern in unzähligen Hinsichten als eine Einheit des Verschieden-Bleibenden existiert; schon insofern ist es nicht verwunderlich, wenn die beiden Wörter „Utopie“ und „Wirklichkeit“ nebeneinander gestellt und so in ihrer Unterschiedenheit und gegenseitigen Bezogenheit empfunden werden.

Der Dualismus von Utopie und Realität

Aber was ist Utopie? Was ist hier damit gemeint? Was ist Realität? Welche ist hier gemeint? Und was haben alle die damit gegebenen Begriffe und Fragen mit christlicher Lebens- und Weltgestaltung zu tun? „Anspruch und Wirklichkeit“ im Untertitel dieses Aufsatzes sollen – der Einfachheit halber – im selben Sinn wie Utopie und Realität verstanden werden, so daß also das Thema nach der christlichen Lebens- und Weltgestaltung fragt, insofern diese zwischen Utopie und Wirklichkeit gestellt ist.

Was nun meint hier Utopie? Dieses ursprünglich von Thomas Morus, dem Lordkanzler und Heiligen, gefundene Wort soll sich hier nicht auf alles das beziehen, was noch nicht verwirklicht ist, aber vom Menschen angestrebt wird, obgleich seine Verwirklichung schwierig und ungewiß oder sogar unwahrscheinlich ist. Unter Utopie werden hier – wenn auch vielleicht mit einer gewissen definitorischen Eigenmächtigkeit – die Ziele und Aufgaben des Menschen

verstanden, die er nicht nur verwirklichen oder anstreben *kann*, sondern auch *muß*, die aber als Aufgabe und Pflicht noch unverwirklicht vor ihm liegen und dabei den Eindruck machen, den Menschen zu überfordern und faktisch ewig unverwirklicht zu bleiben.

Utopien in diesem Sinn sind dem Menschen fast unzählige zugemutet. Der Mensch wünscht sich eine biologische und wirtschaftliche Sicherheit und fühlt sich in seiner biologischen und wirtschaftlichen Existenz bedroht und unsicher. Er will *wissen*, d. h. die vorgegebene Wirklichkeit *geordnet* in ein strukturiertes Bewußtsein aufnehmen, und er erkennt, daß ihm dies faktisch nur in bescheidenstem Maß gelingt; ja, er erkennt, daß das Verhältnis zwischen der angebotenen Wirklichkeit und dem davon faktisch Angeeigneten immer einseitiger wird; denn die angebotenen und im menschlichen Gesamtbewußtsein bereitgestellten Wissensmengen wachsen rascher als das mögliche Tempo ihrer Aneignung durch den einzelnen. Der Mensch mutet sich die Forderung einer Gerechtigkeit und Liebe dem anderen gegenüber zu und erfährt gleichzeitig seinen scheinbar alles durchdringenden und vergiftenden Egoismus. Der Mensch wird seine metaphysische Bedürftigkeit, sein ahnendes Wissen von Gott nicht los, und er möchte zugleich, sich gegen Gott gereizt wehrend, lieber auf der Erde bleiben, die er aus eigener Kraft und zu eigenem Gebrauch, auf sich selbst bezogen erforscht und ausnützt. Der Mensch will sich selbst verwirklichen (wie man heute sagt) und scheitert immer wieder; der Lebensentwurf bleibt unausgeführt. Der Mensch stellt höchste Anforderungen an seine Umgebung, an seine Gesellschaft, er kämpft für eine bessere, ideale Gestaltung seiner Gesellschaft; und die neue Gestaltung, die anders ist als die frühere, ist ebenso wie die frühere ein enttäuschendes Gebilde aus Vorläufigkeit, Voreiligkeit und den *unvorhergesehenen* Folgen dessen, was man angestrebt hatte. Ich brauche die Schilderung des Dualismus zwischen Utopie und Realität nicht fortzusetzen. Sie ist jedem im eigenen Leben und in der Gesellschaft profaner und kirchlicher Art ein nur zu bekannter und erlittener Zustand.

Die idealistische und die realistische Auflösung des Gegensatzes

Bekannt sind auch die vielen falschen Weisen, die praktiziert werden, um mit dieser Grundsituation des menschlichen Lebens fertig zu werden. Auch sie seien nur eben angedeutet.

Da ist erstens der *Idealist*, der mit der Wirklichkeit nicht zu Rande kommt und darum in den geträumten Himmel seiner Ideale zu fliehen versucht. Unzählige Weisen und Methoden eines solchen falschen Idealismus, den wir – Sünder, wie wir sie sind – ein Stück weit alle praktizieren, könnten genannt werden. Da ist der, der aus dem öffentlichen Leben aussteigen will, der sich die Hände nicht mit der Politik schmutzig machen will, der sich ein stilles Reich

privaten Glücks, der Muße, des bloß Ästhetischen, des reinen Gedankens errichten will. Da sind der Snob, der Nostalgiker und Romantiker, der Mann der Devise „*odi profanum vulgus et arceo*“ (die berlinernde Übersetzung des Horaz-Verses lautet: „Ich hasse die Kanaille und halt sie mir vom Balge“); da ist der christliche Idealist, dessen Hauptbeschäftigung das Leiden an seiner Kirche ist; da ist der, der des alten Reiches Größe und Herrlichkeit nachtrauert; da ist der, der die Erbärmlichkeit und Schäbigkeit seiner Mitmenschen durchschaut hat (meist außer seiner eigenen, oder wenn er sich selbst entlarvt, dann wird dies noch einmal genossen als die sublimste Weise des Idealismus und der Wahrheit). Allen diesen und vielen anderen Arten des Idealismus ist gemeinsam, daß sie das Gegebene innerhalb der menschlichen Wirklichkeit ausdrücklich oder in ihrem faktischen Verhalten implizit als *hoffnungslos* ungenügend und erbärmlich finden. Der Idealist in diesem Sinne ist letztlich der Mensch, für den seine „Ideale“ nicht einmal im Keim und verborgen in der Realität enthalten sind, sondern als bloßes, verwerfendes Gericht über der sogenannten Realität schweben. Diese Haltung braucht, wie gesagt, nicht in eine Theorie hinein objektiviert zu sein. Sie ist faktisch dort gegeben, wo man an der sogenannten Realität nur noch leiden kann; wo man allem Schmerzlichen aus dem Weg zu gehen sucht wie ein Herzkranker, der Aufregungen von vornherein vermeidet; wo man sich über sein Versagen in der Wirklichkeit des Lebens mit seinen geliebten Idealen tröstet; wo man bewußt oder instinkтив die Nischen und Windschatten der Gegenwart und Gesellschaft aufsucht, in denen man möglichst unbehelligt bleibt; wo man alles besser weiß als die anderen, die Politiker und die Kirchenführer, die für den schäbigen Alltag verantwortlich sind.

Die zweite Weise, in der man falsch mit der angedeuteten Grundsituation des Menschen und deren Dualismus fertig zu werden sucht, ist die des sogenannten *Realisten*. Er ist stolz auf seine Nüchternheit, mit der er die Schäbigkeit des Lebens und der Menschen zu durchschauen meint, ohne sich darüber aufzuregen. Er ist ein moralischer Darwinist, der es für selbstverständlich erachtet, daß das Leben unter den Menschen ein Kampf ums Dasein ist, in dem sich der Härtere kaltblütig durchzusetzen vermag. Er betrachtet kaltblütig die idealen Reden, welche die anderen, die politischen Sonntagsredner und die Pfarrer auf den Kanzeln, halten, als wirklichkeitsfremden Dunst, den die anderen – aber nicht er selber – brauchen als Analgetikum (Schmerzmittel) in der Misere des Lebens. Er hält sich an massive Genüsse des Daseins – wobei natürlich die Bestimmung eines möglichst zuträglichen Maßes wichtig ist. Er empfindet – wenn er noch irgendwie von ferne mit Gott rechnet – seinen Lebenserfolg als die Konkretheit des göttlichen Segens, der ihm mit Recht gewährt wird. Er ist ein erbitterter, von keinen Zweifeln geplagter Verteidiger der gesellschaftlichen Ordnung, die die beste Gewähr für seine eigene vorteilhafte Situa-

tion bietet, wobei natürlich auch zu bemerken ist, daß es solche Realisten uneingestandenermaßen auch in der Kirche gibt.

Fragmente einer christlichen Antwort

Im Blick auf diesen, letztlich im Wesen des Menschen unaufhebbar begründeten Dualismus und im Blick auf die von daher möglichen, wenn auch nicht berechtigten falschen Haltungen des Menschen soll etwas über „christliche Lebens- und Weltgestaltung zwischen Anspruch und Wirklichkeit“ gesagt werden; dabei ist es von vornherein selbstverständlich, daß keine praktischen Rezepte geboten werden können, und daß, was gesagt werden kann, hier nur in etwas willkürlich ausgewählten Fragmenten vorgetragen wird. Es handelt sich ja nicht um eine Anweisung für eine partikuläre Aufgabe und Zielsetzung, für die man konkrete Rezepte geben muß, sondern um das Eine und Ganze des menschlichen Selbstvollzuges und Selbstverständnisses; dafür kann man keine Position außerhalb seiner selbst beziehen, von der aus es wie von einem äußeren Koordinatensystem her bestimmt werden könnte. Und wenn so das ganze, alles umfassende, in die Unbegreiflichkeit Gottes hinein sich verlierende Da-sein des Menschen angerufen werden soll, dann kann dies selbstverständlich nur in etwas willkürlich ausgewählten Fragmenten geschehen.

Ernst-machen mit der Utopie Gottes

Man kann das christliche Daseinsverständnis mutig und ehrlich definieren als die Überzeugung, daß das utopisch Anmutende die wahre Wirklichkeit sei und daß deshalb die sogenannte Realität durchschaut werden müsse als das höchst Bedingte, als das Vorläufige, als das, was den minderen Wirklichkeitsgrad hat, auch wenn wir es nicht mit einer östlichen Mystik für bloß unwirklichen Schein halten dürfen. Dies ist eigentlich selbstverständlich, besser: es müßte allmählich durch eine lange christliche Lebenserfahrung hindurch selbstverständlich werden. Wir sagen doch: Es gibt den unendlichen, absoluten, von der Welt unterschiedenen, ewigen Gott; wir bewegen uns auf ihn zu; die Freiheitsgeschichte mündet unerbittlich in die Unmittelbarkeit dieses Gottes selbst, den wir als das erlösende, vergebende und befreiende Gericht erhoffen. Gleichzeitig aber macht der christliche Glaube kein Hehl daraus, daß dieser unser Gott in unzugänglichem Licht wohnt und in alle Ewigkeit – auch in der Schau Gottes von Angesicht zu Angesicht, ja gerade da – das unbegreifliche Geheimnis bleibt in seinem Wesen und in den Verfügungen seiner eigenen Freiheit. Der christliche Glaube mutet uns gerade von *daher* aber auch zu, daß wir die Welt und unsere innerweltliche Aufgabe mit all deren banalen, scheinbar immer wieder verwesenden Einzelheiten so radikal ernst nehmen, daß wir sie, soweit

sie unserer uns unerbittlich angelasteten Freiheit entspringen, vor Gott selbst verantworten müssen und so unser Heil in Furcht und Zittern (wie Paulus sagt) zu wirken haben. Für die wahre, uns unerbittlich abverlangte Grundstruktur unseres Daseins in Freiheit ist Gott nicht nur irgendeine beliebige oder sogar zweifelhafte Einzelheit am Rande unserer Existenz, die man auch bescheiden und skeptisch auf sich beruhen lassen könnte, sondern er ist die alles durchdringende, alles ordnende, alles auf sich von uns weg konzentrierende Wirklichkeit; und gerade so stellt er als unbegreifliche Wirklichkeit auch alles andere, was uns näher liegt, in Frage, relativiert und impft es mit ihrer eigenen Unbegreiflichkeit.

Sind wir Christen also nicht diejenigen, welche die Utopie, über die wir gar nicht verfügen können – weder im Denken noch in der Tat –, Gott nennen und sie für die eigentliche und wahre Wirklichkeit halten? Sind wir Christen nicht diejenigen, die den utopischen Himmel nicht bloß als einen zusätzlichen Trost betrachten, den man sich – warum auch nicht – schließlich gefallen läßt, sondern den in die Rechnung der Erde und unseres sogenannten realen Lebens einzukalkulieren man von sich unerbittlich fordert? Natürlich soll man einen Glauben verkünden, der die Erde liebt. Natürlich kann man, richtig verstanden, die Aufgaben dieser Erde nicht ernst genug nehmen; natürlich soll man die Schönheit der Erde, die Größe des Menschen und den Glanz der Liebe hymnisch preisen. Aber es bleibt dabei, daß der Gott, auf den wir uns hinbewegen, für den wir da sind, vor dem wir Rechenschaft zu geben haben, noch einmal ganz anders, ganz verschieden ist von den sogenannten „realen“ Wirklichkeiten, mit denen unsere sogenannte realistische Empirie zu tun hat; und dieser Gott darf nicht zu dem Glanz allein herabgewürdigt werden, mit dem wir unsere eigene Wirklichkeit verherrlichen oder wenigstens ein wenig tröstlicher zu machen suchen. Letztlich sind wir nach christlicher Grundüberzeugung für Gott da; er ist eben in seiner souveränen Absolutheit und Herrlichkeit nicht allein der zusätzliche Posten, der das Budget unseres Lebens auszugleichen hat. Erst wenn wir Gott in seiner unbezüglichen Absolutheit anzubeten entschlossen sind; erst wenn wir ihn sogar in einem uns scheinbar restlos überfordernden Wagnis zu lieben versuchen; erst wenn wir verstummend vor seiner Unbegreiflichkeit kapitulieren und diese Kapitulation der Erkenntnis und des Lebens als das Ereignis letzter Freiheit und ewigen Heiles annehmen – erst dann fangen wir an, Christen zu sein. Und dann sind wir doch die Menschen einer heiligen Utopie und nicht die Menschen eines sogenannten Realismus und sind so gerade davon überzeugt, daß wir in einem solchen Denken und Leben die wirkliche Wirklichkeit ergreifen, während wir die andere, sogenannte Wirklichkeit als das bloß Vermittelnde, als das Vorläufige, ja von der sogenannten Utopie schon insgeheim Erfüllte und Erlöste verstehen und leben.

Die Frage unseres Themas nach einem „Zwischen“ der christlichen Existenz

zwischen Utopie und Wirklichkeit stellt uns also, genau genommen, vor die unerbittliche Frage: Bringen wir es in unserem Leben fertig, das, was als ferne Utopie uns zunächst sehr unwirklich, sehr unkalkulierbar und unhandlich erscheint, als die wahre Wirklichkeit zu denken und zu leben, der gegenüber das unwirklich wird, was „man“ als die selbstverständliche feste Realität betrachtet? Haben wir Christen den Mut zu dieser Umkehr der Maßstäbe bezüglich dessen, was als wirklich zu gelten hat? Bringen wir den Mut auf, uns (biblisch gesprochen) als Pilger, als Fremdlinge zu empfinden in einer Welt, die höchstens noch an Gräbern oder von den Kanzeln herunter die Rede von Gott erlaubt, sonst aber eine solche Rede von Gott und dem ewigen Leben als Peinlichkeit empfindet, die für die Idealisten zu massiv und für die Realisten zu utopisch klingt?

Macht sich Gott und der Glaube an das ewige Leben konkret im Alltag bei uns bemerkbar, oder ist diese Wirklichkeit für uns nur ein Gegenstand frommer Andacht am Sonntag, während unsere Moral des Alltags sich von der eines Atheisten nicht wirklich unterscheidet? Es ist schon so: Das „Zwischen“ der Dualität von Utopie und Realität, Anspruch und Wirklichkeit bedeutet in Wahrheit, daß wir die profanen, heidnischen Maßstäbe, nach denen wir die Realität beurteilen, umkehren müssen und der Anspruch der sogenannten Utopie für uns das Wirklichste sein muß.

Die bleibende Spannung zwischen Erfüllung und Unerfüllbarkeit aushalten

Was das eben Gesagte für uns wirklich bedeutet, wird erst klar, wenn wir bedenken, daß diese Spannung zwischen Utopie und Realität, Anspruch und Wirklichkeit nicht schon durch die Bejahung eines theoretischen Satzes bezüglich dieser Spannung angenommen ist. Es handelt sich letztlich nicht darum, daß wir Christen jenseits eines bloßen Idealismus und eines sogenannten Realismus die bleibende Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Himmel und Erde *theoretisch* bejahen. Es ist nicht so, daß wir durch eine solche theoretische Bejahung schon das richtige Verhältnis zu dieser Spannung haben. Man kann theoretisch ein Christ sein und dennoch unreflektiert in der Praxis des Lebens nach der einen Seite des Idealismus oder nach der anderen Seite des sogenannten Realismus diese unserer Freiheit aufgegebene Spannung im konkreten Alltag verraten. Ja, wir sind sogar, solange die Geschichte unserer Freiheit nicht vollendet ist, immer unterwegs, immer Pilger und so immer diejenigen, die bis zu einem gewissen Grad die Einheit in Verschiedenheit, die mit dieser Spannung gegeben ist, verletzen; wir sind diejenigen, die sich halbherzig dem radikalen Anspruch, der Gott heißt, entziehen, die nicht wahrhaben wollen, daß wir diesen absoluten Anspruch Gottes immer durch eine Treue zu unserer irdischen Aufgabe beantworten müssen.

Wenn gesagt wird, daß wir Gott aus ganzem Herzen und aus allen Kräften lieben müssen, und wenn wir gleichzeitig uns als Sünder zu bekennen haben, dann ist damit doch gegeben, daß wir immer hinter der vollen Erfüllung des absoluten Anspruches zurückbleiben, daß wir die sogenannte nahe Wirklichkeit unserer Existenz entweder idealistisch als Vermittlung der Erfüllung des absoluten Anspruches nicht ernst genug nehmen oder sie – weil „realistisch“ ihre Synthese mit dem absoluten Anspruch Gottes leugnend – in falscher Weise ernst nehmen. Faktisch sind wir alle Halbherzige, denen es nie ganz gelingt, die richtige Position zwischen Anspruch und sogenannter Wirklichkeit einzunehmen. Wir sind immer die, die zwischen der Gefahr, unser Herz an einen bloß idealistisch erträumten Himmel zu verlieren, und der Gefahr, gottlos die Erde allein zu lieben, hin und her schwanken.

Ja, es wird uns gesagt – durch die christliche Botschaft –, daß wir uns nicht einmal mit einer reflexen Sicherheit eindeutig sagen können, welche Positionen wir *genau* innerhalb dieser Spannung einnehmen. Wir sind geheißen, diese Frage, wie es mit uns im allerletzten bestellt ist, ob wir ein gutes oder schlechtes Gewissen haben können, noch einmal schweigend, wenn auch hoffend, dem alleinigen Gerichte Gottes zu überlassen. Wir kommen von einem Anfang, den wir nicht selber gesetzt haben; wir pilgern einen Weg, dessen Ende von der Unbegreiflichkeit des Wesens und der Freiheit Gottes verschlungen wird; wir sind ausgespannt zwischen Himmel und Erde und haben weder das Recht noch die Möglichkeit, auf eines davon zu verzichten; das eine ist nicht das andere, und dennoch ist eines nicht ohne das andere zu haben; und wir wissen nie mit einer letzten Sicherheit, wie sich unsere ursprüngliche Freiheit zu dieser unausweichlichen Situation unserer Existenz verhält; wir haben unseren Anfang anzunehmen, unsere letzte Liebe dem Anspruch und dem Ende, die Gott heißen, zu schenken und selbst die Tatsache, ob wir es wirklich tun, noch einmal hoffend Gott selber anzuvertrauen. Die christliche Existenz kann keines von all diesen Daten auslassen. Das ist ihre Größe, ihre radikale Schwierigkeit und ihre letzte einfache Selbstverständlichkeit, weil außerhalb ihrer gar nichts ist, das sie in Frage stellen könnte.

In Hoffnung auf Gott leben

Die sachgemäß richtige und heilschaffende Annahme des in diesem Leben nie aufhebbaren Dualismus zwischen Anspruch und sogenannter Wirklichkeit heißt in normaler christlicher Terminologie „von Gottes Gnade getragene Hoffnung“; sie ist eine der drei Grundhaltungen, durch die sich der Mensch in das richtige Verhältnis zu Gott bringt. Daß man diese heilschaffende Annahme der bleibenden Spannung zwischen Anspruch und sogenannter Wirklichkeit christlich „Hoffnung“ nennen kann, ist eigentlich selbstverständlich. Der

Christ steht ja nicht unter einem beliebig von ihm selbst bestimmbaren Anspruch. Die absolute Wirklichkeit Gottes in Unmittelbarkeit ist sein verpflichtendes Ziel, ohne das er sein Wesen und seine Bestimmung, die ihm unweigerlich zugemutet sind, verfehlen würde. Der Mensch hat nicht das Recht, mit einer Erfüllung seines Wesens sich zufriedenzugeben, die geringer als der absolute Gott in sich selber wäre. Er hat nicht das Recht, in seiner eigenen Endlichkeit, die ihm vertraut bliebe und die er letztlich selber beherrschen könnte, zu verbleiben. Er muß Gott selbst zu seiner Hoffnung, zu seiner absoluten Hoffnung machen. Dieser Gott, der ewig unbegreifliche, kann mit seinem Wesen und seiner Freiheit nicht in ein ihm übergeordnetes Koordinatensystem eingeordnet werden; daher hat diese hoffende Bewegung auf Gott hin so notwendig den Charakter einer maßlosen Überforderung; sie kann überhaupt nur bestanden werden, weil Gott selbst durch seine eigene Wirklichkeit dieses Bestehen der Überforderung trägt. Insofern kann man ruhig sagen, die christliche Hoffnung sei eine Utopie, weil sie sich ja nur als möglich und sinnvoll ausweisen läßt durch *den* Gott selbst, den wir nicht begreifen und manipulieren können.

Diese Annahme eines unaufhebbaren Dualismus zwischen Anspruch und Wirklichkeit hat aber, wenn sie christlich verstanden wird, einen in einem wahren Sinn utopischen Charakter nicht nur von dem Ziel, auf das sich die Hoffnung hinbewegt, sondern auch von dem Ausgangspunkt dieser Bewegung her. Der uns zugemutete Dualismus zwischen Anspruch und sogenannter Wirklichkeit verlangt von uns ja nicht nur, daß wir nach dem Gott ausgreifen, der keine einzelne vorfindliche Gegenständlichkeit ist unter den sogenannten Wirklichkeiten, mit denen wir es alltäglich zu tun haben; sondern diese über alles Angebbare hinausgreifende Hoffnung darf, christlich gesehen, die sogenannte Wirklichkeit nicht einfach in ihrem wesenlosen Scheine hinter sich zurücklassen; sie muß sie in dieser hoffenden Bewegung mitnehmen, muß sie vollziehen als Vermittlung der eigenen Unbedingtheit auf Gott hin, ohne diese Vermittlung mit Gott selbst zu identifizieren. Die sogenannten Wirklichkeiten bleiben in ihrer Verschiedenheit, ihrer Vorläufigkeit und der Unmöglichkeit, sie untereinander zu reiner Harmonie zu vereinen. Und dennoch schaffen sie gerade dadurch, daß sie in ihrer Endlichkeit, Bedingtheit und Widersprüchlichkeit untereinander ausgehalten und angenommen werden, die Möglichkeit, Gott als den einzigen absoluten Fluchtpunkt der Bewegung der Hoffnung wirklich anzunehmen. Gott wird gehofft, wenn die irdischen Wirklichkeiten in Treue als vorläufige, vergängliche, zerbrechliche angenommen werden, ohne bei ihnen einen letzten Halt und ein endgültiges Ziel finden zu wollen. Hoffnung geht immer weiter und nimmt in einer geheimnisvoll verwandelnden Weise immer das mit, an dem sie scheinbar nur gelassen vorbeigeht.

*In der wachsenden Ratlosigkeit
das Ankommen des Geheimnisses Gottes bestehen*

Aber wenn wir so die unmittelbare sogenannte Wirklichkeit in Treue als Vermittlung unserer absoluten Hoffnung zu bestehen suchen, dann bleibt dennoch diese sogenannte Wirklichkeit so, wie sie eben ist und uns auferlegt bleibt. Sie ist undurchschaubar, sie ist unvollendbar, alle Harmonien und Synthesen zerbrechen immer wieder. All das steigert sich heute in einem früher nicht vorstellbaren Maß und wird immer intensiver. Immer mehr an Wirklichkeit wird der Macht der Menschen überliefert; doch wird darum die Undurchschaubarkeit und Unvollendbarkeit der Wirklichkeit nicht geringer, sondern immer mehr zu etwas, in das wir eingeflochten sind mit eigenem Tun und eigener Freiheit; damit erhält diese Undurchschaubarkeit und Unvollendbarkeit der Wirklichkeit eine Bitterkeit, die es früher nur in geringem Maß im Dasein des Menschen gegeben hatte. Seien wir doch ehrlich: Wir werden immer ratloser. Wir sind zwar gezwungen, individuell und kollektiv Entscheidungen zu treffen, und können uns nicht feige vor dieser Notwendigkeit drücken. Aber die Voraussetzungen dieser Entscheidungen werden für uns selber immer undurchsichtiger. Je mehr die Wissenschaften von der Natur und vom Menschen wachsen und immer mehr Material der Erkenntnis als Voraussetzung unserer Entscheidungen anschleppen, um so undurchsichtiger wird unsere Entscheidungssituation; denn uns wird für diese Entscheidungen eine Unzahl von Möglichkeiten und von Gesichtspunkten angeboten, unter denen wir uns nicht mehr zurechtfinden. Nur die Einfältigen und Dummen wissen heute noch genau, was individuell oder kollektiv zu tun ist. Früher hat die Natur, ohne uns zu fragen oder ohne daß wir es merkten, den Großteil dessen schon als Schicksal auferlegt oder für unsere Entscheidung vorprogrammiert, was unser Leben ausmachte. Und darum gab es mehr, das selbstverständlich war, als es heute für uns der Fall ist. Mühsam tastend und halb blind bewegen wir uns auf unserer Lebensbahn individuell und kollektiv weiter.

Die Annahme, das Eingeständnis und das Aushalten solcher Ratlosigkeit gehören zur christlichen Aufgabe; diese muß nüchtern und ohne idealistische Vernebelung heute von uns geleistet werden. Für den Christen ist die Ratlosigkeit in seinem Leben im allerletzten doch nur das konkrete Ankommen des heiligen Mysteriums, das wir Gott nennen. Unsere Ratlosigkeit darf uns im letzten nicht verwundern. Wo wir nur immer können, sollen wir sie zu verscheuchen, aufzuklären versuchen. Aber wir besiegen sie auch bei tapfer entschlossenem Kampf letztlich nie, sie bleibt und überwältigt den einzelnen in seinem Leben. Die Frage ist nur, ob sie von uns verstanden wird als das Zusch-Kommen der letzten Absurdität des Daseins *oder* als das konkrete Ankommen des Geheimnisses, das wir als unsere rettende, vergebende und voll-

endende, absolute Zukunft annehmen. Letztlich gibt es nur diese Alternative, die einzige, vor der wir gewiß nicht ausweichen können.

Freilich kann die Option für die eine oder die andere Alternative, die unser Leben auf Endgültigkeit hin vornimmt, noch einmal seltsam verschleiert und zweideutig werden. Die scheinbar sich selbstverständlich gebärende ruhige Hoffnung auf das ewige Leben kann in Wahrheit der Schleier über einer sogenannten realistischen Lebenshaltung sein, die sich in falscher Nüchternheit und Bescheidenheit mit dem kärglichen Glück dieses Lebens begnügt. Und der leidenschaftliche, scheinbar verzweifelte Protest gegen die Absurdität unserer Existenz kann die Weise sein, in der allein eine letzte, durch keine Einzelwirklichkeit zu befriedigende Hoffnung auf eine unendliche Vollendung sich realisiert.

Trotz allem Nachhall eines Triumphgeschreis einer Menschheit, die meinte, unmittelbar an der Grenze ihrer selbstgeschaffenen Vollendung angekommen zu sein, überfällt uns heute das Gefühl, nicht recht weiterzuwissen, die Erfahrung eines immer schneller werdenden Verschleißes aller Ideale, die auf den Märkten des Lebens angepriesen werden, eine schreckliche Dissonanz der Stimmen, die tausend Dinge gleichzeitig als unbedingt und rasch zu verwirklichend anpreisen, eine unerbittlich sich ausbreitende Hoffnungslosigkeit, vor der alle auch heute noch vertretenen alten und neuen Menschheitsideale und Zukunftsprogramme sich ein wenig kümmerlich zeigen und wenig Durchschlagskraft zu haben scheinen.

In dieser Situation dürfen wir Christen gewiß nicht aufgeben, müssen wir nüchtern weiter tun, was die Zeit und der Alltag uns abverlangen, und haben nicht einmal das Recht, nichts mehr an innerweltlichem Erfolg für diese Geschichte und Gesellschaft zu hoffen. Wir Christen wissen, daß wir im letzten die Zeit unserer Heilsgeschichte nicht selber beliebig aussuchen dürfen und können. Und darum haben wir keinen Grund, so zu tun, als ob es uns heute als Menschen und als Christen besonders fröhlich zumute wäre. Wir leben nun einmal, so meine ich, wenn wir ehrlich sind, in einer winterlichen Zeit – winterlich in Gesellschaft und Kirche. Wir brauchen es uns gar nicht selber oder der Kirche zum Vorwurf und zum Zeichen unseres Versagens zu machen, wenn es uns nicht gelingt, diese unsere winterliche Zeit wegzubaubern. Wir haben gewiß immer wieder Grund, von uns mehr zu fordern, als wir tatsächlich leisten. Aber wir brauchen uns auch nicht zu überfordern, uns selbst nicht, die Politiker nicht und die Kirchenführer nicht; wir brauchen nicht so zu tun, als ob mit ein bißchen mehr Mut und gutem Willen unsere individuelle und kollektive Situation in eitel Lust und Freude verwandelt werden könnte. Eine solche Überforderung wäre das Zeichen dafür, daß wir nicht auf Gott, sondern auf uns selbst unsere Hoffnung setzen.

Wenn die Situation, in der wir heute weltweit sehr winterlich zu leben haben, uns auferlegt und bleibend ist, dann haben wir, wenn wir gelassen und mutig das Unsere getan haben, das Recht, diese Situation zu erleben als geheimnisvollen Einbruch des ewigen Geheimnisses Gottes, bei dem wir ankommen können und ankommen müssen. Erfolglosigkeit, Enttäuschung und Untergänge soll sich ein Christ nicht durch seltsame ideologische Versüßungen zu ersparen suchen, die in der Gesellschaft und auch in der Kirche feilgeboten werden. Aber er kann diese Untergänge eben doch glaubend, hoffend, liebend als Aufgang des unbegreiflichen Gottes annehmen, der um so wirklicher kommt, je schrecklicher und hoffnungsloser seine Ankunft zu sein scheint.

Der Ernstfall des Todes

Das eben Gesagte soll nun noch etwas konkretisiert werden – selbst auf die Gefahr hin, daß solche Rede als pietistische und privatistische Innerlichkeit verdächtigt wird, die nur noch von einer altmodischen Theologie zu verteidigen gewagt werden kann. Sosehr der Mensch – jeder einzelne von uns – vor Gottes Gericht zu verantworten hat, ob er seine politische Aufgabe erfüllt hat, ob er den Nächsten liebt, ihm Freiheit gewährt und Gerechtigkeit angedeihen läßt, und sosehr dieses unser immer auch „politisches“ Leben einmal verklärt in unsere Ewigkeit eingesammelt werden wird, wenn es gerecht gelebt wurde, sosehr ist dennoch jeder von uns einer, dessen Leben sich unerbittlich auf die Einsamkeit des Todes hinbewegt, der uns nicht uns selber abnimmt durch Auflösung, sondern uns mit unserer Freiheitsgeschichte endgültig überantwortet. Dieser Tod muß einmal im Angesicht Gottes bestanden werden. Und darin wird sich für jeden von uns je einmalig und endgültig offenbaren, ob wir die Spannung zwischen Auftrag und sogenannter Realität in unserem Leben ausgehalten haben, ob wir dieser Spannung weder in einem Pseudoidealismus noch in einem Pseudorealismus davongelaufen sind, ob wir uns immer aufs neue bemüht haben, diese Spannung zwischen Anspruch und Wirklichkeit immer mehr auf jenen Punkt hin zu überwinden, an dem der Ertrag unserer Wirklichkeit eingebracht wird, an dem wir selber in der von Gott her geschenkten, überbietenden Erfüllung unseres Auftrages mit dem ewigen Gott in seiner unendlichen, heiligen, unbegreiflichen Herrlichkeit zu einer seligen Einheit zusammengekommen sein werden.